

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 5

Artikel: Der Wirt von Bethlehem
Autor: Wegmann, Alice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freiheit zu wählen. Da war das arme Schaukelpferd, das schon längst nur noch auf drei Beinen stand. Da war der einst so stolze Löwe, dessen Mähne nun nur noch aus einigen kümmerlichen Haaren bestand; da waren all die tapferen Zinnsoldaten, der eine ohne Arme, der andere ohne Beine oder gar ohne Kopf. Und da war auch der grosse braune Plüschbär, dessen Fell jetzt abgestossen war und dem ein Ohr und ein Auge fehlten. Aber als die Mitternachtsstunde nahte, wo die Flucht gewagt werden sollte, da verloren plötzlich alle den Mut. Nur der Bär blieb standhaft und machte sich allein auf den Weg. Bald gelangte er in einen grossen Wald. Aber überall lag tiefer Schnee und er kam nur sehr mühsam vorwärts. So wurde er schnell müde und stieg auf eine kleine Tanne, die etwas abseits vom Wege stand, um sich hier ein wenig auszuruhen. Sehr bald aber war er tief eingeschlafen. Vielleicht würde er noch heute dort schlafen, wäre nicht zufällig St. Niklaus vorübergekommen. Er sah recht sorgenvoll aus, der gute, alte Weihnachtsmann. Zum erstenmal in seiner jahrhundertlangen Laufbahn war ihm heute ein Irrtum unterlaufen. Er hatte schon alle seine Spielsachen verteilt, als er plötzlich zu unterst auf seiner langen Liste noch die Adresse eines kleinen Mädchens fand, das nur wenige hundert Meter entfernt, in einer kleinen Hütte am Rande des grossen Waldes wohnte. Da sah St. Niklaus plötzlich unseren kleinen Bären schlafend auf der Tanne liegen. Behutsam näherte er sich dem Schläfer. Da wäre ja ein Geschenk für das kleine Mädchen, dachte er.

Weil aber der kleine Kerl gar so fest schlief, sägte St. Niklaus gleich das ganze Bräumchen ab und trug es samt dem Bären in das Haus des Kindes. Und seither hat sich die Sitte eingebürgert, in der Christnacht kleine Tannenbäume zu schmücken und mit Geschenken zu behängen.

Was wir geschichtlich verbürgt über den Ursprung des Christbaumes wissen, ist sehr viel weniger als die Legenden erzählen. Die erste schriftliche Quelle, die wir kennen, ist die Erwähnung, die der satirische Dichter Sebastian Brant in seinem Narrenschiff macht. Er verzeichnet, dass die Strassenburger 1494 zum Weihnachtsfest einen geschmückten Baum aufgestellt hätten. Ueber die Motive wissen wir nichts. Es verging dann noch sehr viel Zeit, ehe die Sitte über das Elsass hinausging. Heute aber können wir uns ohne seinen Strahlenglanz gar kein richtiges Weihnachtsfest mehr vorstellen.

D E R W I R T V O N B E T H L E H E M

Ussiehl war verdriesslich. Das geschah ihm nicht oft. Er hatte mit seinen fünfundsechzig Jahren herausgefunden, was das Leben schmackhaft macht: Ein gutes Essen, ein mässiger Trunk und Ruhe, vor allem Ruhe, Ruhe! Menschen sind keine Ameisen, die im Herumzappeln ihr Glück finden. Gewiss muss jeder ein Stück in der Welt und seinem Leben herumrennen. Aber dann, wenn die Vernunft stärker und das Blut kühler wird, lässt man die andern rennen und geniesst die Ruhe.

«Aber wo zum Teufel soll ein Mensch bei diesem Durcheinander seine Ruhe finden», denkt der Wirt Ussiehl und blickt zornig auf die überfüllte Herberge. Seit Tagen ist das nun so. Seit dieser Kaiser Augustus den unsinnigen Befehl erlassen hat, dass jeder in seiner Stadt sich müsse einschätzen lassen. Was hat er, der Kaiser, von diesen Zahlen, die so viel Geläuf und Gerenne verursachen? Nun, wenn er seine Schreiber nicht anders beschäftigen kann, warum nicht. Aber dann soll er seine Römer in Bewegung setzen und andere Leute in Ruhe lassen.

Ussiehl musterte den Innenhof der Herberge. Nein, es ist nicht zum Aushalten. Da sitzen und liegen sie eng gedrängt. Kinder schreien, Mütter schelten, Väter befehlen. Von verschiedenen Seiten wird nach dem Wirt gerufen. Doch der bewegt sich nicht, lacht nur grimmig in seinen Bart. «Schreit bis euch die Luft ausgeht. Ich habe keine Lust, euret wegen die halbe Nacht herumzulaufen. Behaltet euer Geld und lasst mich in Frieden.» Sachte schiebt er sich rückwärts, dicht an der Mauer dem Ausgangstor zu. Dort sitzt der Torhüter, ein stämmiger Gesell. Sein der Herberge zugekehrter breiter Rücken ist abweisend. Er liebt diesen Betrieb nicht mehr als sein Herr.

«Torim», sagt der Wirt eindringlich, «lass keinen mehr herein. Keinen, hast du verstanden? Und wenn der König selber kommt, mag er meinetwegen im Freien liegen. Ich habe die Leute nicht hieher gerufen und lass mir meine Ruhe nicht nehmen. Dort drin ist ein Geschrei und Durcheinander, dass man kein Auge zutun kann. Ich verkrich mich im Stall und leg mich aufs Stroh.»

«Tu das Herr», sagt Torim lächelnd, denn er liebt seinen Meister. «Den Stall haben sie zum Glück noch nicht entdeckt, und ich werde mich hüten, ihnen den Weg zu zeigen. Gute Ruhe, Herr!»

Im Stall ist es dunkel und warm. Ussiehl braucht kein Licht, um den Strohhaufen zu finden, in den er sich eingraben kann. Die Kühe mahlen mit ihren Kiefern und rasseln ab und zu mit den Ketten. Es sind freundliche Laute, die das Einschlafen begleiten. Sachte ziehen ihn die Wellen des Schlafes mit.

Er träumt. Die Mutter hält ihn auf ihren Knien. Er drückt seinen Kopf gegen ihre Brust. Die ist weich und gut. Aber da kommt ein Specht, setzt sich ihm auf den Kopf und hämmert mit dem Schnabel gegen seine Stirn. Er will ihn wegstossen, da legt die Mutter lauschend den Finger auf den Mund: «Es klopft», sagt sie, «tu auf, tu rasch die Türe auf.»

Ussiehl fährt schlaftrunken hoch. Da ist ja wirklich ein Klopfen und Torims halblaute Stimme: «Oeffne, Herr.»

«Dummkopf», schilt Ussiehl, aber dann rappelt er sich hoch. Torim ist zwar nicht so stark im Kopf wie in den Gliedern, aber ganz ohne Grund wird er den Herrn zu dieser Stunde nicht rufen.

Torim macht ein unglückliches Gesicht, als er den schlafschweren Wirt heraustreten sieht.

«Da sind zwei gekommen, die sich nicht wegschicken lassen.»

Ussiehl fährt ihn wütend an: «Und deshalb weckst du mich, Esel. Hab ich dir nicht deutlich gesagt, was du tun sollst?»

«Verzeih, Herr, aber ich konnte sie nicht wegschicken.»

«Und warum nicht? Sie werden verschwinden und zwar plötzlich. Und du mit ihnen. Verlass dich darauf.»

Brummend geht er vor dem Türhüter her zum Herbergstor. Da steht ein Mann neben einem Esel, der die Ohren hängen lässt. Ein müdes Weib mit blassem Gesicht schwankt auf des Esels Rücken. Als der Mann den Wirt herankommen sieht, geht

er ihm rasch entgegen: «Bist du der Wirt? Bitte, lass uns ein. Mein Weib Maria kann nicht weiter.»

Ussiehl versteht, warum der gutmütige Torim diese Leute nicht hat wegweisen können. Aber er ist ärgerlich und will sich vor dem Torhüter keine Blöße geben. So sagt er barsch: «Ich habe keinen Platz für euch. Die Herberge ist übervoll. Warum kommt ihr so spät?»

«Mein Weib . . .», sagt der Mann, nicht mehr. Ussiehl versteht ihn dennoch. Die Frau ist schwanger. Da konnten sie wohl nicht rasch vorwärts kommen. Etwas milder sagt er: «So lass deine Frau absteigen. Wir wollen ein Feuer anzünden, damit sie sich ausruhen und wärmen kann. Nachher findet ihr wohl in Bethlehem eine Unterkunft bei Verwandten.»

Der Mann schüttelt den Kopf. «Wir haben keine Verwandte, die uns aufnehmen könnten, und mein Weib kann nicht weiter . . .»

«So macht was ihr wollt», ruft Ussiehl aufgeregt. «Ich sagte doch schon, dass es in der Herberge keinen Platz gibt, wo ihr euch ausstrecken könnt.»

«Sie kann aber nicht weiter», wiederholte der Mann eintönig, und der Esel lässt den Kopf noch tiefer hängen.

«Der Stall», geht es Ussiehl durch den Kopf. Er weiss, dass auch Torim daran denkt. Aber er will sich nicht zwingen lassen von diesen flehenden Augen. Der Stall ist der letzte ruhige Winkel seines Hauses, der ihm noch gehört. Wenn er den hergibt, kann er, ein alter Mann, draussen übernachten, oder was schlimmer ist, im qualvollen Lärm der überfüllten Herberge.

Er will ein trotziges «nein» herausschleudern, doch siehe, es geht nicht. Eine Stimme, er weiss nicht wem sie gehört, sagt eindringlich: «Tu die Türe auf», und der Specht hämmert nun gegen sein Herz. Es ist zum Rasendwerden.

Zornig zerrt er den Esel am Zügel. «So kommt in den Stall. Rasch, bevor euch jemand sieht.»

«Sie gehen schweigend um das Tor herum. Der fremde Mann stützt und tröstet die schwankende Frau: «Gleich kannst du dich niederlegen, Maria. Ich werde dich weich betten auf Stroh.»

Da ist das Mahlen der Kühe. Der Mann hebt die Frau aus dem Sattel und schaut sich suchend um. Der Wirt zeigt ihm das Strohlager. Und weil es mit dem Schlafen und Ausruhen nun doch vorbei ist, hängt er ein Windlicht an einen Balken und füllt die Krippe mit Heu, damit auch der Esel zu seiner Sache komme. Viel mehr Heu als der Esel



Der Weihnachtseinkauf Foto R. Gautschi, Basel

fressen kann, füllt er ein, er weiss nicht warum. Dort drüben im Halbdunkel stöhnt die Frau. Da macht er, dass er hinauskommt. Torim hat derweil ein Feuer angefacht. Das ist gut, denn die Nacht wird kalt. Und der Wirt dieser Herberge hat keinen Ort, wo er sich hinlegen könnte.

«Es tut mir leid, Herr», sagt Torim unglücklich. Ussiehl winkt ab. «Schon gut, Torim. Es ist keine Nacht zum Schlafen. Ich bleibe hier.» Er breitet seinen Umhang aus und setzt sich neben das Feuer. Sie schweigen und warten.

«Wie die Sterne unruhig sind», wundert sich Torim, doch Ussiehl hört ihn nicht. Eine Stimme, eine leise und doch so eindringliche Stimme flüstert an seinem Ohr: «Tu mir auf, tu dein Herz ganz auf, du Mensch Ussiehl.»

Adèle Baerlocher

AUCH ZUM WÜNSCHEN BRAUCHT ES TALENT

«Wie langweilig! So etwas schenke ich nicht!», pflegte meine Mutter zu rufen, wenn auf den weihnachtlichen Wunschzetteln ihrer Töchter und Schwiegertöchter wieder einmal Küchentücher, Nähnaedletuis und Wäscheklammern prangten.

Mit eiserner Konsequenz übergang sie diese prosaischen Objekte und hielt sich ebenso freigiebig wie freudig an amüsantere Dinge, die sie gerne einkaufte: bunte Gläser, bemalte Tablette, phantasievolle Ohrclips oder seidene Strümpfe. Auch Bücher waren ihr genehm, Grammophonplatten und Theaterbilletts.

Noch heute habe ich volles Verständnis für diese mütterliche Einstellung, die einem gesunden Empfinden entspringt und der festen Ueberzeugung,

Weihnachten sei ein Freudenfest und müsse sich auch in den Geschenken vom grauen Alltag unterscheiden.

Tüchtige Hausfrauen werden mir entgegenhalten, es sei eben denkbar praktisch und angenehm, anstatt selbst in die Tasche oder in die Hausaltkasse zu greifen, mangelnde Handbesen, Kehrichtschaufeln und Putzlappen auf den weihnachtlichen Wunschzettel zu setzen, in der stillen Hoffnung vielleicht auch, sie dann in besserer Qualität und luxuriöserer Ausführung, als man sie sich selbst leisten würde, zu erhalten. Das hat gewiss seine Berechtigung; langweilig und unfestlich bleibt es trotz alledem!

Mutter hasste auch sogenannte «Armenbescherungen», an denen sich triste graue Pullover, braune dicke Socken und gestrickte Schals Rendezvous gaben. Ihre kindlichen Schützlinge bekamen lustige schottische Wollkleidchen, rote Handschuhe, und immer lag noch eine Schachtel Sckokolade und ein Spielzeug bei. Aber wie gesagt: nicht immer liegt es am Geber, sondern sehr oft am Wünschenden, der keine Phantasie beweist und den Spender dadurch enttäuscht.

Kinder quellen über von Wünschen aller Art! Sie haben absolut keinen Sinn für Preis oder Nützlichkeit eines Gegenstandes. Man sollte sie daher nicht daran hindern, auf ihre Wunschlisten Goldfische, Sanduhren, Puderzucker oder hundert Meter grüne Schnur zu setzen. Dass Wünsche keine Befehle, sondern eben Wünsche sind, sollten sie nachgerade wissen. Das Aufschreiben der heiss ersehnten Dinge an sich macht ihnen aber schon grossen Spass — und wenn der Götti Humor hat, so wird er schmunzelnd zu seinem «guten Buch» ein dickes Schnurknäuel oder eine Tüte Zucker legen, und wahrscheinlich damit viel mehr Freude bereiten als mit dem teureren Geschenk.

Eine wahre Katastrophe sind die Wünschenden, die auch auf die dringendsten Fragen mit einem stereotypen «Es ist mir gleich!» reagieren. Kein Mensch auf dieser Erde kann mir weismachen, dass es tatsächlich völlig Wunschlose gibt; sie sind meistens einfach zu träge — ich möchte es sogar «herzensträge» nennen — oder sie wollen sich den falschen Anschein von Bescheidenheit geben, was sie nicht sympathischer macht. Warum diese «Wunschlosen» meistens Männer sind, ist schwierig zu erklären!

Ich kannte einen jungen Mann, der Jahr für Jahr vor Weihnachten auf die Frage seiner Schwiegermama, was er wohl gerne hätte, mit «Irgend